

Predigt 28.7.2024: Maria trauert (Johannes 19,25-27)

Der Titel unseres Gottesdienstes heute ist kurz: „Maria trauert“. Und der Predigttext ist ebenfalls kurz. Zu kurz, finde ich. Denn das, worauf es eigentlich ankommt, fehlt:

[25] Es standen aber bei dem Kreuz Jesu seine Mutter und seiner Mutter Schwester, Maria, die Frau des Klopas, und Maria Magdalena. [26] Als nun Jesus seine Mutter sah und bei ihr den Jünger, den er lieb hatte, spricht er zu seiner Mutter: Frau, siehe, das ist dein Sohn! [27] Danach spricht er zu dem Jünger: Siehe, das ist deine Mutter! Und von der Stunde an nahm sie der Jünger zu sich.

Wir hören: Jesus hängt bereits am Kreuz, es ist klar, dass er bald sterben wird. Von dort aus regelt er alles, was noch zu regeln ist. Er ist derjenige, der handelt. Und die, um die es heute eigentlich geht, Maria, sie schweigt und hört, sie bleibt völlig passiv. Was sie denkt, was sie fühlt? Kein Wort dazu. Wir können es nur ahnen.

Aber eine Ahnung davon, wie es Maria in diesem Moment gegangen sein muss, habe ich vor drei Wochen bekommen: Wir waren unterwegs in der schwülen Hitze von Meran; ich war froh, in der alten Stadtkirche, der Nikolauskirche, etwas abzukühlen. Nachdem sich die Augen an das Halbdunkel gewöhnt hatten, bewunderte ich die mittelalterlichen Schnitzereien...

Und prallte unwillkürlich zurück: Am Kreuzaltar auf der linken Seite steht Maria unter dem Kreuz. So weit, so bekannt. Aber ich muss hart schlucken, als ich genauer hinsehe: Durch Marias Brust, genau ins Herz, geht ein superscharfes Fleischermesser. Und unwillkürlich lege ich meine eigene Hand an mein Herz. Schon das anzusehen, tut weh. Grauenhaft ist das, und trotzdem fällt es mir schwer, wegzuschauen: Was muss das unendlich weh tun! Die Tränen laufen Maria übers Gesicht, ihre Augen sind halb geschlossen, ihr Blick geht nirgendwo hin, sie wirkt wie betäubt. Und mir lässt das Messer in ihrem Herzen keine Ruhe, es tut mir lange danach noch fast körperlich weh.

Später dann, draußen vor der Nikolauskirche auf einer Bank, beginne ich mit dem Handy zu recherchieren: Eine Maria mit einem Messer in der Brust, ist das ein seltener Einzelfall? Und ich lese: Nein, es gibt hunderte Abbildungen, mal mit *einem* Messer, mal gleich mit sieben oder zwölf Messern. Und ich, ein - naja- eingefleischter Evangelischer, staune und lerne während der Recherche immer mehr dazu: So wird sie abgebildet, die *mater dolorosa*, die Schmerzensmutter. Sie ist weiterhin stumm wie im Predigttext, aber wenigstens sehen wir jetzt, was sie fühlt, was sie leidet. Der Tod ihres Sohnes schmerzt sie, und mit diesem Schmerz ist sie nicht allein. Denn mit ihr leiden

alle Mütter, die ihr Kind verloren haben. Aber etwas fehlt immer noch. Maria muss nicht nur ein Gesicht, sie muss auch eine Stimme bekommen, ja: Alle Mütter der Opfer von Krieg und Hass und Gewalt müssen eine Stimme bekommen. Und tatsächlich: Sie *haben* eine Stimme bekommen, ganz zu Beginn. Schon einer der überhaupt ältesten, schriftlich überlieferten Texte der Welt ist genau das: der Text eines Klagelieds über den Verlust, das Lied einer Frau. Hören wir hinein in dieses Klagelied:

Meine Mägde und meine Söhne hat von man mir weggeführt,
 „Ach um meine Stadt!“, will ich rufen,
 „Wehe!“, ruft sie.
 Sie rauft ihr [Haupthaar] wie Schilfstengel aus,
 Schlägt ihre Brust als wäre sie eine Trommel,
 ruft „Ach um meine Stadt!“
 Ihre Augen stehen voll Tränen,
 bitterlich weint sie.

Ungefähr 4000 Jahre alt, ist dieses Lied, und es berührt noch immer. Wer da klagt? Auf den ersten Blick eine Frau. Wenn man weiter liest und genau liest, ist es die Stadt selbst, in diesem Fall die Stadt Ur. Und wer aufmerksam zugehört hat, wird an dieser Stelle aufhorchen: Genau, es ist exakt *die* Stadt „Ur in Chaldäa“ (d.h. Babylonien), aus der Abraham am Anfang, ganz am Anfang, aufbricht, um ins Heilige Land Israel zu wandern. Diesen Text haben wir am vergangenen Sonntag gehört (1. Mose 12,1-4a). Und wie überall im Alten Orient ist die Stadt auch hier eine Frau. Denn wir sagen vielleicht „Ich habe ein Vaterland“, aber in Babylon oder Israel würde man im gleichen Atemzug sagen: „Ich habe eine Mutterstadt“. Und diese Stadt Ur, diese Frau, sie schreit den Schmerz um den Tod ihrer Töchter und Söhne laut heraus. Übrigens: „Töchter und Söhne der Stadt“, den Ausdruck kennen wir bis heute. Und auch ihr Schmerz geht direkt durch die Brust ins Herz wie ein superscharfes Fleischermesser.

Und es ist so: Seit es Menschen gibt, seit es Krieg und Mord und Totschlag gibt, sind da eben auch die Frauen, die dann mit stummem Entsetzen die Nachricht hören müssen, die den Brief mit zitternden Fingern öffnen müssen: Ihr Sohn ist leider verstorben. Heldenhaft gefallen im Kampf fürs Vaterland, er hat sich geopfert für die Sache, für die Ehre, für was auch immer. Briefe und Mitteilungen sind das mit gnadenlosen Männerworten, die Krieg und Hass und Gewalt immer und immer weiter treiben. Und dann steht sie da, die Mutter, sie schlägt sich die Hand vor den Mund, beißt sich auf die Zunge, schließt die Augen und würde doch am liebsten laut schreien: Das darf nicht wahr sein, nicht mein Junge! Und darum muss sie dann klagen, ihre Trauer

herausschreien, die Mutter. Denn alles andere wäre noch schlimmer und unmenschlicher: Nicht klagen, nicht trauern können um den Sohn, die Tochter. Nicht trauern können, weil da Worte fehlen, oft auch, weil da nur die dürren Worte auf Papier sind, der Leichnam aber selbst unauffindbar. Im Epos, der Ilias, ist das die größte Schmach für Hekabe, die Mutter, dass sie nicht um ihren Sohn, den idealen Helden Hektor trauern kann. Weil die Leiche von seinem Feind Achilles wieder und wieder durch den Dreck gezogen und kaputt gemacht wird. Nein, so soll kein Toter enden: „unbeweint, ungeehrt und unbesungen“. Darum auch macht die Stadt Ur den Mund auf, klagt für alle Mütter, die ihre Kinder verloren haben. Wieder und wieder ist dieser Text dann im Lauf der Jahrhunderte abgeschrieben, wieder und wieder ist er gelesen worden. Und auch die Menschen, die die Texte des Alten Testaments formuliert haben, kannten dieses Klagelied. Im alttestamentlichen Text von vorhin hören wir ebenfalls die Klage, diesmal von „Frau Jerusalem“. Sie klagt um die Söhne und Töchter ihrer Stadt, 587 v. Chr. war das, Jerusalem war gerade von den Babyloniern eingenommen worden: „Ach, ich muss immer nur seufzen, und mir blutet das Herz.“ (Klagelieder 1,22). Denn auch Jerusalem geht der Schmerz ins Herz wie ein superscharfes Fleischermesser. Und auch dieser Text wurde wieder und wieder gelesen und abgeschrieben. Immer wieder haben sich Frauen (ja, oft waren es eben die Frauen, die Mütter) darin wieder gefunden. Haben in der Trauer des Textes ihre eigene Trauer wieder gefunden. In der Stimme Jerusalems, die um ihre Kinder trauert, hallt ein ganzer Chor aus Mutterschmerzschreien als Antwort auf diese vernichtenden Sätze: „Ihr Sohn hat es nicht geschafft. In einem Tunnel erstickt, von einer Bombe zerrissen, von Kugeln zerfetzt.“ Ein Chor von verzweifelten Frauenstimmen, der durch die Jahrhunderte und Jahrtausende hallt.

Und in diesen Chor stimmt dann auch Maria mit ein. Denn: Auch sie bekam dann doch noch eine Stimme. Im Hochmittelalter hat man für ihre Gefühle Worte gefunden. Ein Gedicht aus dem 13. Jahrhundert, das "Stabat mater". Geschrieben ungefähr in der Zeit, in der unsere Marienkirche geweiht wurde. (Wir haben am Anfang des Gottesdienstes die ersten Verse dieses Gedichts gesungen). Es beginnt so:

Christi Mutter stand mit Schmerzen
bei dem Kreuz und weint von Herzen,
als ihr lieber Sohn da hing.
Durch die Seele voller Trauer,
schneidend unter Todesschauer,
jetzt das Schwert des Leidens ging.

Und seitdem haben unzählige Mütter (und auch Väter, wenn auch zögernd oft und unsicher) dieses Lied mitgesungen und nachgesungen, in diesem Schmerz ihren eigenen wiedergefunden. Und zum Bild (Maria mit dem superscharfen Fleischermesser im Herzen) und dem Text (dem Stabat mater) kam dann sehr bald auch noch die Musik dazu, denn zum Text kamen die Töne, immer wieder neu. Wikipedia zählt allein 70 Chorstücke auf, die dieses Gedicht in Musik setzen - und wahrscheinlich gibt es noch hunderte weitere. Und dann hören wir die Worte, wir lauschen den Klängen, die zu allen Zeiten quer standen gegen alle harten Männerworte: bei den Bauernkriegen im 16. Jahrhundert, in den Wirren des 30-jährigen Kriegs, auch bei den Verheerung der napoleonischen Vernichtungszüge und dem Grauen des Ersten und des Zweiten Weltkriegs. In Vietnam, Belfast und Afghanistan. Und immer wieder und trotz allem sangen sie, in unzähligen Sprachen:

Ist ein Mensch auf aller Erden,
der nicht muss erweicht werden,
wenn er Christi Mutter denkt.

Und natürlich: Auch die Kriege gingen weiter, die Logik von Schlag und Gegenschlag. Trotzdem waren diese Worte, war ihr Gesang nicht umsonst.

Am 1. April des vergangenen Jahres kam es dann zu einer denkwürdigen Uraufführung. Die neueste Vertonung des Stabat mater von Lucio Mosè Benaglia, auf YouTube kann man das zutiefst berührende Konzert nach-sehen und nach-hören ([youtube.com/watch?v=rK7Q6h8wFYs](https://www.youtube.com/watch?v=rK7Q6h8wFYs)). Und wieder ist es dort wie vor 4000 Jahren: Die Stadt klagt um ihre verlorenen Söhne und Töchter, die beim Angriff Russlands ums Leben gekommen sind. Sie prangert die Sinnlosigkeit von Männerkriegen an. Und die Stadt, die da klagt, sie trägt den Namen der Mutter Jesu: Mariupol. Das ist griechisch und heißt nichts anderes als, eben, Marienstadt. Denn diese ukrainische Stadt wurde gegründet von Griechen, und sie ist seitdem ein Tummelplatz ganz verschiedener Religionen und Konfessionen, ein Schmelztiegel ganz unterschiedlicher Ethnien, eine moderne und weltoffene Stadt mit Universität und Orchester, ungefähr so groß wie Hannover. Schon einmal erlebte sie die totale Zerstörung, im Zweiten Weltkrieg. Sie wurde dann wieder aufgebaut und dann, Anfang 2022 zerbombt, dem Erdboden gleichgemacht, während einer dreimonatigen, grausamen Belagerung. Tausende Menschen fanden dabei den Tod, Männer, Frauen, Kinder. Und Maria, Mariupol, weint in diesem Stabat mater um ihre Kinder, der Schmerz geht ihr wie ein Messer ins Herz. Sie klagt, aber sie hofft auch. Der Komponist schreibt in seiner Werkeinführung zum Schluss:

Die erste Widmungsträgerin dieses Stabat Mater ist die Stadt Mariupol. Möge Gott dafür sorgen, dass diese Stadt, die wieder einmal vom Krieg verwüstet wurde, bald zum Frieden kommt, und dass alle Menschen guten Willens, die sie lieben, sie mit Sorgfalt und Liebe wiederaufbauen und versuchen, die Spaltungen, den Hass und den Groll zu vergessen, die der Krieg immer mit sich bringt. Nur damit wird diese Stadt, die dem heiligen Namen Mariens geweiht ist, sehr bald aus ihrer Asche auferstehen können und den neuen Generationen den Weg des Friedens und der Brüderlichkeit zum Gemeinwohl zeigen.

Ich bin mir sicher: Den Weg des Friedens werden wir nur finden, wenn wir Marias Trauer weiterhin ein Gesicht und eine Stimme geben, sie zum Sprechen bringen. Und wenn wir auch *unserer* Trauer und *unserem* Entsetzen über Krieg und Tod und Hass ein Gesicht geben, uns trauen, laut zu klagen, anzuklagen überall da, wo Menschlichkeit nichts mehr gilt. Und wir immer wieder lautstark darauf hoffen, dass sich die Messer und Herzen erweichen lassen.

(Matthias Bochow, es gilt das gesprochene Wort)

